

Das wahre Gesicht der Welt

AUSSTELLUNG Am 26. April jährt sich der Geburtstag von Werner Bischof, dem Fotografen mit dem grossen Engagement und dem empfindsamen Gewissen, zum 100. Mal. Die Photobastei in Zürich lädt ein zur Werkschau mit Bildern aus Europa, Asien und Amerika.

Er trifft einen noch immer mitten ins Herz, dieser welt- und menschenhungrige Künstler und Fotograf, 100 Jahre nach seiner Geburt, 62 Jahre nach seinem Tod in den Anden. Mag Werner Bischof, von dem auch jene, die sich nicht für Fotografie interessieren, mindestens zwei, drei Bilder kennen, längst mit einer Art fotografischem Heiligenschein behaftet sein, an der verbindlichen Wahrheit, von der seine Werke erfüllt sind, ändert das nichts. Und die Welt, der wir in seinen Bildern begegnen, ist unsere Welt, noch immer; nur ein bisschen älter ist sie geworden. Das alles hält und bleibt und hat sich ins fotografische Gedächtnis der westlichen Kulturen eingeschrieben. Oder, wie Kurator Marco Bischof, der ältere der zwei Söhne des Fotografen, in der Einleitung zur Ausstellung schreibt: «Einst sind die Fotos von Werner Bischof in illustrierten Magazinen um die Welt gegangen, später in Büchern und Ausstellungen, heute gehören sie zu unserem kulturellen Erbe.»

Licht und Schatten

Es tut gut, den Werken des weit gereisten Zürchers an einem Ort zu begegnen, der so gar nichts Museales und nichts von Galerien-Coolness an sich hat. Gut ist es auch, sich daran zu erinnern, dass Bischofs Bilder ursprünglich in eher kleinem Format zu den Betrachtern sprachen: als Reportagefotografien in Zeitschriften wie «Du» und einer ganzen Zahl internationaler Medien, die dem Bild viel Raum gaben, darunter «Life», das damals in Riesenaufgaben und über 100 Ländern erschien.

Solch kleine Formate trifft man zunächst im Vorspann zur Ausstellung (auch vereinzelt in ihr), zusammen mit weiteren Aufnahmen, die Stationen und Momente in Bischofs Leben dokumentieren. Kindheit und Jugend, die Studiozeit des Hans-Finsler-Schülers, der die Arbeit mit Licht und Schatten in jedem Sinn zu erfüllen lernte; dort findet sich auch das Selbstporträt von 1940, dem wir im ersten Raum im Grossformat begegnen werden. Wie liess sich dieser Gesichtsausdruck beschreiben? Eine Art heitere Wehmut?

Privates und Berufliches wird im Vorspann angedeutet – mit Bil-



Verbindliche Wahrheit im Grossen wie im Kleinen: Fussgängerstreifen in New York City, 1953.

Bilder: © Werner Bischof/Magnum Photos

dern von Rosellina Mandel, die 1950 Bischofs Frau wird, oder Bischof im Kreis der Magnum-Fotografen, zu denen er ab 1949 gehört. Auch ein letztes Porträt ist zu sehen (Machu Picchu, 3. Mai 1954). Es zeigt den 36-Jährigen, das Objektiv seiner Kamera schützend an den Pulli gedrückt, inmitten von Menschen, jungen und älteren; gut aussehend, unternehmungslustig und offen der Blick. Ein Mann mit Lachfalten, hoher Stirn und Kinngübchen, unterwegs auf seiner letzten Reise.

Das Leben geht weiter

Wohin ihn seine letzte Reise geführt hat, zeigen gleich mehrere Aufnahmen zu Beginn der Ausstellung. Machu Picchu aus abstrahierender Nähe und im weiten Überblick, die himmelsleitende Cuesta San Blas in Cuzco mit den Schattengestalten im hellen Licht und den kaum wahrnehmbaren Menschen an den Schattenrändern. Und dann jene Fotografie, die – fast unscheinbar im Kleinformat ist sie bereits im Vorspann zu sehen – zur Ikone geworden ist: der junge Flötenspieler auf dem Weg nach Cuzco, Inbild dessen, «was Werner Bischof im peruanischen Hochland suchte: die Nähe zur Natur und zum Ursprünglichen».

Es ist ein Bild am Ende eines Lebens, das den vielseitig begab-

ten Studiofotografen nach Kriegsende gleich hinaus ins Weisse ziehen liess, «das wahre Gesicht der Welt kennen zu lernen», wie er selbst sagte. Von den Reisen

«Er hat seine Eindrücke zuerst mit dem Herzen eingefangen, mit den Augen erkannt und mit der Kamera am Ende fixiert.»

Gret Hess, eine enge Freundin von Werner Bischof seit jungen Jahren

durch Europa zeugt die Aufnahme des zerbombten Reichstages in Berlin mit dem Kuppelgerippe und den Fahrzeugruinen; vorn, als im Licht leuchtender «Augenpunkt», ein zerschossener Solda-

tenhelm mit seinem Spiegelbild. Oder die beiden tänzerisch spielenden Mädchen in der ebenfalls zerbombten Kirche in Friedrichshafen; das Leben geht weiter, auch wenn nur noch der geflieste Boden intakt ist. So wie das glänzende Pflaster in Freiburg i. Br., auf dem ein Mann mit Hut und hellem Kragen einhergeht, geradezu absurd in seiner Ordentlichkeit angesichts all der Zerstörung.

Mitfühlende Nähe

Den damals wie heute bezaubern den Blick vom Uetliberg mit Nebelmeer (1937) oder in den zart belebten Hof eines verschnittenen Meiji-Tempels (Japan, 1951) haben wir da bereits hinter uns; auf den Besucher der Ausstellung warten weitere Bilder aus Peru und Japan, den USA, Mexiko, aus den Kriegsgebieten Indochina und Korea (1952), aus Indien, das 1951 von einer ungeheuren Hungerkatastrophe heimgesucht wurde.

Werner Bischof sieht aber nicht nur die dunkle Seite. Auch in Indien findet er Aufbruchstimmung, hält fest, wie dort oder in Mexiko oder Japan Menschen sich dem Alltag stellen, das Leben meistern. Dabei kommt er den Menschen oft sehr nah. Den Überblick behält sich Bischof für Landschaften, auch Stadtlandschaften, und Situationsbilder vor, jedenfalls in der hier präsentierten Auswahl.

58 grosse, zum Teil fast plakatgrosse Bilder, schwarzweiss die meisten, dazwischen immer wieder die eine oder andere Farbfotografie, wodurch die Wahrnehmung des Betrachters geschärft wird: Es sind lauter mitfühlende, genau beobachtende Blicke, die zeigen, eindringlich zeigen, aber nicht entlarven.

Und egal, ob wir mit Bischof dem Hungertod ins Gesicht schauen (in einem Dorf in der indischen Provinz Bihar, 1951), dem blinden Jungen mit seinem Freund (im Süden Koreas, 1952), den über einem Sarg wehklagenden Frauen (im Dorf Barau, Indochina, 1952) oder auf die mit Ponchos bedeckten Rücken der betenden Indios mit den erbarmlichen Schuh- und Fusssohlen (Peru, 1954) oder eben ins Gesicht jenes konzentriert und unbeirrt nah am Abgrund dahinschreitenden jungen Flötenspielers: Alles, was Werner Bischof mit dem Kameraauge festhält, bewahrt seine Würde als Gegenüber.

Angelika Maass

Photobastei, Sihlquai 125, Zürich. Wie alle Ausstellungen in der Photobastei von kurzer Laufzeit, bis 24. April. Di bis So ab 12 Uhr, Di/Mi bis 21, Do bis Sa bis 24, So bis 18 Uhr. **Führungen mit Marco Bischof**: Mi 19 Uhr, So 15 Uhr. Vor Ort ist auch das unten vorgestellte Buch erhältlich.



Werner Bischof (26. April 1916 bis 16. Mai 1954): Selbstporträt mit Rolleiflex, aufgenommen im Studio in Zürich-Leimbach, um 1940.

GANZ PERSÖNLICH – DAS NEUE WERNER-BISCHOF-BUCH

«Ich gehöre den Menschen. Nicht einem einzelnen, sondern allen»

Zu Werner Bischofs 100. Geburtstag ist ein erhellender Bildband mit Fotografien, Zeichnungen und Texten von ihm selbst erschienen.

«Ich wollte ein Buch schaffen, das es interessierten Lesern erlaubt, mehr über Werner Bischof zu erfahren, und ihnen nicht nur seine Fotografien, sondern auch seine Persönlichkeit näherbringt.» So schreibt Bischofs Sohn Marco (*1950) am Ende des neuen Buches über seinen Vater, einen Künstler und Fotografen, dem mit der Zeit der (Foto-)Journalismus mit seiner Sensationsgier und den «Hyänen der Schlachtfelder» verdächtig wurde, sodass er an ein Ende und an eine Zukunft mit Filmen und Büchern dachte. Er war der «Lieblingsschweizer» von Ro-

bert Capa, der kurz nach ihm starb; er war ein Mensch, der angesichts der Not nach dem Zweiten Weltkrieg den «engen Gürtel der eigenen Selbstzufriedenheit» sprengte und mit seinen Fotoessays «etwas Ganzheitliches schaffen» wollte, damit «ich all meine Empfindungen und Erlebnisse auf meine Weise zeigen kann». Auf einen Brief des Vaters, der seinen Sohn ungern im zerstörten NachkriegsEuropa unterwegs wusste, antwortete Werner Bischof (Dez. 1947), er könne nur arbeiten, wenn er durchdrungen sei «von der Not unserer Zeit». Er «gehöre den Menschen. Nicht einem einzelnen, sondern allen.»

Solche Zitate sind im schönen Bilderlesebuch zu finden, das von den Aufnahmen und Texten Bischofs lebt, der auch ein Mann

des Wortes war und das, was er sagen wollte, formulieren konnte. Viele Briefe von und an ihn haben sich erhalten, gerade auch die Korrespondenz mit seiner Frau Rosellina; wir finden manches ganz oder in Auszügen abgedruckt, einiges mit sprechenden Zeichnungen versehen.

«Bischof war sehr begabt für das Schöne», hat schon sein etwas älterer Magnum-Gefährte Henri Cartier-Bresson festgestellt – und wir denken dabei daran, wie gut und überzeugend Bischof in seinem Werk Ethik und Ästhetik zu vereinen wusste. aa

Werner Bischof. Standpunkt. Hg. von W. B. Estate, Marco Bischof und Tania Samara Kuhn. Beiträge von M. Bischof, Kristen Lubben und Fred Ritchin. Scheidegger & Spiess, 312 S., 135 Farb- u. 150 Duplex-Abb., 79 Fr.

Nachtstück und Tagesschau

OPER Den Blick auf das Politdrama «Macbeth» lässt sich jetzt im Theater Basel nachholen. Hier kracht die Kolossalstatue des Diktators zu Boden.

Das Opernhaus Zürich zeigt Verdis «Macbeth» als Nachtstück des machthungrigen Paars. Was sich schemenhaft im Kammerstück um die beiden tut, sind die Ausgeburten ihrer Triebe, Ängste und Wahnvorstellungen. Ein Nachtstück erlebt man jetzt auch in Basel, aber da rückt auch die «Tagesschau» gross ins Bild, die mediale Selbstdarstellung des Diktators, die toten Kinder, der Aufstand und die Statue, die vom Sockel gerissen wird. «Das Stück schildert, was unsere Welt sein wird, wenn wir die Bedeutung des Humanismus vergessen», erklärt Regisseur Olivier Py und trifft damit den Kern der Verdi-Oper, die das Humane im Scherbenhaufen des Lebens aufscheinen lässt.

Auch diese Gegenströmung im Strudel des Bösen entfaltet in der Basler Inszenierung grossartige Wirkung. Dafür stehen hervorragende Protagonisten: Berührend, wie Katia Pellegrino, die als Lady mit ihren stählernen Höhen und gleissenden Kadenzten die Mordspirale antrieb, nun in der verloren ausfransenden Melodik der Nachtwandlerszene andere Saiten zum Klingen bringt.

Ergreifend intensiv auch, wie Vladislav Sulimsky in seiner letzten Arie neben dem gestürzten Monument die grosse Kantilene spannt und – im Gegensatz zur Lady – hellwache Selbsterkenntnis betreibt. Und wie sie ihn in den Wahnsinn kippen lässt, zum russischen Roulette, in den trotzigen Nihilismus («Das Leben... die Erzählung eines armen Irren... Wind und Klang, der nichts bedeutet») und in den Kampf, den er verliert – da kommt stimmlich wie darstellerisch alles zusammen, was diese Verdi-Figurausmacht.

Horror- und Welttheater

Für den Verdi von 1865, der in der zweiten Fassung des «Macbeth» die Wiederherstellung unkorrupter Verhältnisse mit einer Hymne feiert, findet die Inszenierung im Bild des fragenden Malcolm auf dem Sockel der gefallenen Statue und der utopischen Anmutung der Szenerie mit einer kriegerischen Engelsfigur ein stimmiges Fazit. Zum Gelingen der Aufführung im Ganzen tragen mit ihren ausdrucksstarken Arien Callum Thorpe als Banquo und Demos Flemotemos als Macduff Wesentliches bei, und kläglich hervorragend setzt sich auch der Chor in Szene.

Allerdings ist gerade die Chorregie einer der Schwachpunkte des Abends: Rudende Arme für den Hexenchor – das wirkt nach Laientheater, und in der Bankettszene vermisst man alle Interaktion mit den Macbeths, die ja so spannend sein könnten. So sehr die Inszenierung in der aufwendigen Bühnenanlage von imponierender Düsterei (Pierre-André Weltz) alles zeigt – auch den Mord an Duncan in der Badewanne –, so sehr fehlt es dann teilweise an der Stimmigkeit des Details. Unter der Leitung des designierten Musikdirektors des Theaters hat die Aufführung dafür musikalisch keine Schwächen, vom Orchester bekommt sie die ganze düstere Farbenpalette, aber auch – von der Regie clever genutzt – zauberhaft die glitzernde Musik der Luftgeister, die in der Züricher Aufführung leider fehlt. Raben und nackte Statisten übrigens gibt es da wie dort.

Herbert Büttiker